

Rezensionen

Daniel Biro

Der politische Diskurs in Rumänien von 1945 bis 2020 Eine Sentimentanalyse

Berlin: Frank & Timme 2023, 306 Seiten, ISBN 978-3-7329-0896-7

Rezensent: Olaf Leiß, Jena

Politik lebt von Sprache und ihrer Emotionalisierung. Politikgestaltung in Gremien und Arbeitsgruppen ist oft zeitraubend und häufig technokratisch oder langweilig. Umso interessanter ist die andere Seite der Politik, die öffentliche Rede, gerichtet an Parteifreund*innen, politische Gegner*innen und die Gesellschaft. Herausgezogen aus den engen Zirkeln der Hinterzimmer und an die frische Luft der Öffentlichkeit gebracht, entfaltet Politik ihren Reiz, der umso mehr zur Geltung kommt, je besser es gelingt, durch den Einsatz rhetorischer Mittel und vor allem den Appell an die Gefühle des Publikums zu überzeugen.

Dieser Emotionalisierung von politischer Sprache widmet sich die Dissertation von Daniel Biro. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt dabei auf der Verwendung von Wörtern, die große Gefühle und starke Reaktionen bei den Zuhörenden hervorrufen. Die Redner*innen möchten Zufriedenheit und Zuversicht bei ihren Zuhörenden auslösen, das Vertrauen in die eigene Politik fördern und Stolz auf die bisherigen Leistungen hervorrufen. Mitgefühl in schwierigen Situationen gehört dabei ebenso dazu wie das Schüren von Ängsten und Aggressionen gegenüber den politischen Kontrahent*innen. Ohne diese Zutaten bliebe jede politische Rede fade und würde sich nicht ins Gedächtnis einbrennen.

Für seine „Sentimentanalyse“ trägt Biro ein riesiges Konvolut an Reden zusammen, das aus

einer Vollerfassung der Reden der rumänischen Präsidenten seit der Machtübernahme der Kommunisten bis ungefähr zur Wiederwahl von Klaus Iohannis besteht. In dieser Zeit hatte Rumänien nur sechs verschiedene Präsidenten, Gheorghe Gheorgiu-Dej, Nicolae Ceaușescu, Ion Iliescu, Emil Constantinescu, Traian Băsescu und Klaus Iohannis. Zum Vergleich: Deutschland hatte im gleichen Zeitraum 12 Präsidenten und neun Kanzler, darunter eine Kanzlerin. Besonders beeindruckend ist, dass Biro auch die umfangreichen Konvolute der kommunistischen Zeit aufarbeitet, die aus über 25.000 Seiten bestehen und bis dahin nicht digital vorlagen. Allein die Digitalisierung, Aufbereitung und orthografische Anpassung nötigt Respekt ab, denn einer solch mühevollen Kleinarbeit der Korpusbildung möchten sich nur wenige unterziehen. Und dies ist nur die Vorbereitung der automatisierten und computergestützten Auswertung.

Die Ergebnisse können hier nicht vollständig wiedergegeben werden, aber einige Aspekte sollen doch hervorgehoben werden. Zunächst ist auffällig, dass die Länge der Reden abnimmt. Während Gheorgiu-Dej noch lange Reden schwang, denen seine Zuhörer*innen auch zur Sicherung des eigenen Wohlergehens folgen mussten, fasste sich Ceaușescu kürzer, wurde aber wieder ausführlicher zum krisenhaften Ende seiner Amtszeit. Nach der Wende sank die Länge der Reden von Iliescu bis Iohannis dann noch einmal deutlich. Biro zeigt auf, dass die

beiden kommunistischen Führer mehr emotional besetzte Wörter verwenden als die Nachwende-Präsidenten. Besonders interessant ist der deutlich sichtbare Bruch von Ceaușescu zu Iliescu. Der letzte kommunistische Präsident verwendete erheblich mehr Wörter, die Vertrauen, Erwartung und Freude auslösen sollten, als der erste Nachwende-Präsident. Genutzt hat es ihm allerdings nichts: die hohlen Phrasen des Kommunismus („Es lebe die unerschütterliche Einheit der sozialistischen Staaten“) waren der Bevölkerung schon allzu geläufig.

Doch auch wenn die Verwendung positiver emotionaler Wörter nach dem Ende des Kommunismus abnahm, da nun keine Ideologie mit eschatologisch aufgeladener Zukunftserwartung mehr zu vermitteln war, so ist doch umgekehrt auch keine Zunahme von Wörtern zu verzeichnen, die Abneigung hervorrufen. Keineswegs

führt der einsetzende Parteienwettbewerb dazu, dass negativ aufgeladene Assoziationen gegenüber den politischen Kontrahent*innen an der Tagesordnung sind, vielmehr überwiegen weiterhin emotional aufgeladene Wörter, die Vertrauen hervorrufen sollen, diesmal jedoch in einem weitgehend ideologiefreien Kontext. Dabei geht es beispielsweise um Zusammenarbeit und Partnerschaft, um Solidarität, Einigkeit und Integration – die Insignien einer neuen Zeit.

Die Studie von Daniel Biro ergänzt die Aufarbeitung der neueren Geschichte Rumäniens um wertvolle Aspekte. Sprachwissenschaftler*innen und linguistisch Interessierte werden die methodisch perfekt aufgebaute Arbeit zu schätzen wissen; alle anderen können sich überraschen lassen, in welchem Maße sich historische Entwicklungen in der Verwendung von emotionsgeladenen Wörtern widerspiegeln.

Mathias Beer / Sorin Radu (Hg.) Migration und kulturelles Erbe Das Beispiel der deutschen Minderheiten in und aus Rumänien

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024 (= Schnittstellen, Band 27), 382 Seiten,

ISBN 978-3-525-30241-5

Rezensentin: Elke Cezanne, Mörfelden-Walldorf

Eine umfassende Aufsatzsammlung zu Migration und dem kulturellen Erbe deutscher Minderheiten in und aus Rumänien legen die Herausgeber mit diesem Band vor. Beer und Radu setzen die Migrationsgeschichte dieser deutschen Minderheiten nach 1945 und ihr kulturelles Erbe in unterschiedlichen Facetten zueinander in Beziehung. Dies umfasst auch die Situation in Rumänien. Beides, die Situation im Herkunfts- und im Zielland, wurde bisher in der Regel unabhängig voneinander untersucht. Betrachtet werden vor allem zwei Auswanderungswellen: Jene nach dem Zweiten Weltkrieg und jene nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Regimes 1989. Nach diesen Auswanderungswellen betrug der Anteil der Deutschen in Rumänien 2011 nur noch 0,18 Prozent der Bevölkerung, während es 1930 noch 4,1 Prozent waren.

Beer und Radu beleuchten sowohl die Situation der noch in Rumänien lebenden Deutschstämmigen als auch die Entwicklung der rumänischen Bevölkerung nach 1989 und die Situation der Auswanderer in Deutschland. Dabei ist interessant, dass Teile des kulturellen Erbes der Deutschen von der rumänischen Bevölkerung und auch der Volksgruppe der Rom:nja übernommen wurden. Ein Ergebnis ist die inzwischen ineinander verwobene Geschichte. Sie verbindet die in Rumänien gebliebenen und die ausgewanderten Deutschen sowie die rumänische und die deutsche Gesellschaft.

Eingegangen wird in den Studien auch auf die Kollaboration Rumäniens mit den Nationalsozialisten. Hierbei richtet sich der Blick vor allem auf Angehörige der deutschen

Minderheiten. Denjenigen, die in die Waffen-SS und die Wehrmacht eintraten, wurde die deutsche Staatsbürgerschaft verliehen. Damit waren innerhalb kurzer Zeit zehn Prozent der damaligen deutschen Bevölkerung Rumäniens deutsche Staatsangehörige.

Die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg war durch Deportationen in die Sowjetunion, später durch Freikauf von Mitgliedern der deutschen Minderheit durch die BRD gekennzeichnet. Auch die Staatssicherheit der DDR war in diese Aktionen eingebunden. Von der Ausspähung, aber auch Anwerbung durch die Securitate waren die deutschen Minderheiten betroffen. Mit dem Sturz Nicolae Ceaușescu war dem die Grundlage entzogen, es erfolgte ein großer Exodus der deutschen Minderheiten. Neben einem demographischen Rückgang führte dies auch zu wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verlusten, denn ganze Dörfer wurden aufgegeben. Es verblieben aber Netzwerke zwischen Deutschland und Rumänien, was zu einem steigenden Tourismus führte. In Deutschland gelang die Integration der Migrant:innen sowohl wirtschaftlich als auch sozial und kulturell. Wie in anderen Einwanderungsgesellschaften ist teils eine „Rumänisierung“ späterer Generationen zu beobachten. Vor allem Ehepartnerinnen werden aus Rumänien nach Deutschland geholt, was wiederum Rückwirkungen auf die Bevölkerungsstruktur rumänischer Ortschaften hat.

Beleuchtet wird auch die Rolle der Landsmannschaften in der BRD, die zum einen eine wich-

tige Rolle bei der Integration der Aussiedler:innen spielten, aber auch einen erheblichen, teils reaktionären Einfluss auf die christlich-konservativen Parteien hatten. Die Landsmannschaften hatten eine klare Haltung, nämlich pro Aussiedlung. In einem anderen Beitrag wird auf „blinde Flecken“ innerhalb der Geschichte der Rumäniendeutschen eingegangen. Das war und ist vor allem die Verbundenheit und fehlende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Auch der Einfluss der Securitate auf die deutschen Minderheiten sei lange nicht untersucht worden, so Beer und Radu. Vieles sei erst nach 1990 in Gang gekommen. In zwei Beiträgen wird die literarische Aufarbeitung dieser Zeit – etwa in „Zeiden, im Januar“ von *Ursula Ackrill* oder in „Leuchtende Schatten“ von *Iris Wolff* – angesprochen. Das Werk der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller spielt leider in keinem der Beiträge eine Rolle, obwohl sie sich darin mit den Folgen der kommunistischen Diktatur auseinandersetzt und auch selbst von der Securitate bedroht wurde.

Allerdings hat das „Verschwinden“ der deutschen Minderheiten nicht dazu geführt, dass das „Deutschsein“ verschwand. Vielmehr erhielt es eine gesteigerte Wertschätzung. Rumänische Kinder besuchen deutsche Kindergärten und Schulen, da sie sich davon bessere Lebenschancen versprechen. Das kulturelle Erbe der deutschen Minderheiten blieb also erhalten.

Dimităr Ganev

Bălgarskata političeska počva

Plastove na nacionalnata političeska kultura

(Der bulgarische politische Boden – Schichten der nationalen politischen Kultur)

Sofia: Ciela 2024, 376 Seiten, ISBN 978-954-28-4758-8

Rezensentin: Juliana Roth, München

Politikwissenschaft in Bulgarien ist eine junge Wissenschaft. Sie wurde nach vielen Bemühungen erst gegen Ende der sozialistischen Zeit institutionalisiert: davor lastete darauf das Urteil, sie sei eine „bourgeoise“ Wissenschaft. Im

Fokus heute stehen neben allgemeinthoretischen Inhalten vor allem Analysen der aktuellen politischen Prozesse im In- und Ausland. Verständlich, wenn vor diesem Hintergrund das Buch von Dimităr Ganev, der zu der jüngsten

Generation bulgarischer Politikwissenschaftler*innen gehört, als etwas Besonderes herausragt: die Kombination von historischen und soziologischen Aspekten bei der Deutung konkreten politischen Handelns ist bisher einmalig.

Ganev erklärt gleich zu Beginn seine aus der Landwirtschaft entlehnte Metapher des „Bodens“. Sein „Boden“ ist ein Konstrukt aus sichtbaren Verhaltensweisen, welche die Individuen sich aneignen, interpretieren und weiterreichen. Deren Wurzeln sind unsichtbar, aber sehr einflussreich. Das Sichtbare wird erst verständlich, wenn ein Bezug zum „Unterirdischen“ hergestellt wird. Das formulierte Ziel des Autors ist es, die Bestandteile des bulgarischen politischen Bodens sichtbar zu machen und damit ein Instrumentarium für das Verstehen des politischen Handelns zur Verfügung zu stellen. Die Parallelität zwischen dem Boden-Oberfläche-Modell von Ganev und dem altbekanntem „Eisbergmodell“ der Kultur, das als Teil des Fundus der Interkulturellen Kommunikation zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem unterscheidet, ist kaum zu übersehen.

Ganev legt seiner Untersuchung zwei wichtige Paradigmen zugrunde: das Konzept von Reinhart Koselleck über die Bedeutung von historisch verankertem Wissen für die sozialgeschichtliche Forschung und die Vorstellung vom Ideentransfer. Letzteres spricht ein besonders wichtiges Merkmal der bulgarischen Entwicklung in der post-osmanischen Zeit an. Nämlich: Ideen, Institutionen, politische Formate, Kunstformen und auch Materielles erreichen die Region von außerhalb. Als „Kulturimporte“ fallen sie auf den lokalen „Boden“, finden ihren Weg in die Gesellschaft und erfahren dort ihre Transformation. Die eigentliche Kulturleistung besteht in der Verarbeitung des Entlehnten und seiner Anpassung an das lokale Umfeld. Es geht um die „Heimischmachung“ des Fremden, auch als „Bulgarisierung“ bekannt.

Das Buch ist in vier Teile gegliedert. Zunächst geht es Ganev darum, die Hauptbestandteile darzustellen, die den bulgarischen politischen Boden ausmachen. Diese nennt er „Schichten“. Es sind (a) die geographische, (b) die balkanische, (c) die orthodoxe und (d) die nationale Schicht. Ein interessantes Beispiel für die formatierende Bedeutung der nationalen Schicht ist die Bulga-

risierung des sozialistischen Systems, das ab den 1970er Jahren vom Internationalismus zum Nationalismus umgelenkt wird. Am Rande vermerkt – bei den Ausführungen zu der balkanischen Schicht verwundert die Nicht-Berücksichtigung der starken deutschsprachigen Balkanistik.

Das zweite und das dritte Kapitel stellen vergleichend die Elemente des östlichen, sozialistischen und des westlichen, liberalen politischen Modells dar. In der Auffassung Ganevs ist dieses Wissen entscheidend für das Verstehen des bulgarischen politischen Bodens von heute.

Besonders interessant ist das vierte Kapitel, in dem die Hauptkennzeichen der bulgarischen politischen Kultur herausgearbeitet werden. Die Nennungen untermauert Ganev mit Bezügen zu den zuvor geschilderten Schichten und erhärtet sie mit Daten aus Meinungsumfragen zu den Wertvorstellungen der Bulgar*innen. An erster Stelle nennt er (a) das Misstrauen gegenüber dem Staat, das er mit dem Einfluss der balkanischen Schicht beziehungsweise mit dem langjährigen Verbleib der Bulgar*innen im Osmanischen Reich verbindet. Der Boden (b) des Egalitarismus sei in der Orthodoxie mit ihren flachen Hierarchien gelegt, dazu käme das Fehlen von Adel und Ständen, als Folge der Eliminierung der feudalen Eliten durch die Osmanen.

Bei den folgenden zwei Merkmalen – (c) die Vorliebe für eine starke Führungsperson und pyramidale Machtstrukturen sowie (d) die größere Bedeutung von Personen und weniger von Ideen für das politische Denken – ist die Koppelung an das Schichtmodell weniger sichtbar. Ähnlich verhält es sich mit den Merkmalen (e) Loyalität zum Herrscher und (f) die ambivalente Positionierung zwischen Ost und West.

Zweifelsohne verfolgt Ganev mit seinem Werk ein ehrgeiziges Ziel. Er kombiniert breites historisches Material mit kulturellen und sozialen Aspekten und wünscht, das bulgarische politische Schicksal verständlich zu machen. Ob sich dieser Wunsch einlöst? Vieles vom Angeführten ist aus anderen Kontexten bekannt. Das Besondere ergibt sich wohl aus der Fülle und Neuordnung der Details. Zu hoffen ist, dass Ost- und Südosteuropaanalyst*innen aus dieser Arbeit Nutzen ziehen werden.

Jörg Ganzenmüller (Hg.)

Die revolutionären Umbrüche in Europa 1989/91

Zwischen Deutungen und Repräsentationen

Köln, Wien: Böhlau Verlag 2021 (= Europäische Diktaturen und ihre Überwindung. Schriften der Stiftung Ettersberg, Bd. 28), 303 Seiten mit ca. 40 Abbildungen, ISBN 978-412-43252270-4

Rezensent: Helmut W. Schaller, Marburg

„Freiheit“ und „Nation“ sind die zentralen Themen der in diesem Band versammelten Vorträge, wobei der enge Zeitraum von Umbrüchen in den Jahren 1989 bis 1991 behandelt wird. In der Einleitung heißt es von Seiten des Herausgebers: „Die revolutionären Umbrüche zwischen 1989 und 1991 sind Teil der europäischen Erinnerungskultur. Sie markieren als Epochenwende das Ende des Kalten Krieges und den Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums einschließlich seiner Vorfelder in Mittel- und Südosteuropa.“ Nach der Einleitung werden von Zeitzeugen Termini wie „Revolution im Wandel“, „Anschluss“ und „Volk“ in begriffsgeschichtlichen Annäherungen an die Zeit von 1989 bis 1991 gegenübergestellt und in ihrer damaligen Bedeutung erläutert.

Bis heute hält die öffentliche Diskussion über eine mögliche politische Instrumentalisierung der Umbrüche von 1989/91 an. Dabei werden jedoch unterschiedliche Sichtweisen durch Um- und Neudeutungen unübersehbar deutlich. Im Anschluss folgt die Frage der Visualisierungen und Bedeutungszuschreibungen durch *Axel Doßmann*, der die Frage stellt, wer „das Volk“ in diesen Jahren gewesen sein soll. *Petra Mayrhofer* schließt sich an mit Bildern vom Runden Tisch und *Marina Baleva* mit eindrucksvollen Abbildungen, die unter dem Titel „Menschen in der Reihe“ auch die materiellen Schwierigkeiten dieser Übergangszeit dokumentieren.

Der nächste größere Abschnitt mit dem Themenkreis „Repräsentationen und Erinnerungsorte“ bringt die Beiträge von *Rainette Lange* zum Thema „Leerstellen des Postsozialismus“, von *Ekaterina Makhotina* zum Thema „Das Eigene und das Fremde“ und von *Daniel Logemann* zur Fragestellung „Wie zeigt man lokale Weltgeschichte?“. Der letzte große Abschnitt behandelt „Umdeutungen und Deutungskämpfe“. Der

Beitrag von *Alexander Leistner* und *Anna Lux* hat den Titel „Von der Uneindeutigkeit des Widerstandes“. *Thorsten Peters* stellt fest, dass nach 1989 in Polen nur die äußere Erscheinung des Sozialismus, die „Dekoration“ geändert wurde und sonst kaum etwas. *Martin Jung* stellt abschließend im Hinblick auf Rumänien die Frage nach einer „echten oder gestohlenen“ Revolution.

Die hier vorliegenden Beiträge machen deutlich, dass sich das Geschehen in den Jahren 1989 bis 1991 in den betroffenen Ländern nur mit Hilfe unterschiedlicher Aussagen von Zeitzeugen und deren Auswertung darstellen lässt. So waren es in der DDR zunächst die Montagsdemonstrationen in Leipzig, die sich dann auf das ganze Gebiet der DDR ausweiteten und schließlich die ersehnte Reisefreiheit zum Ergebnis hatten. Zu gewaltsamen Auseinandersetzungen mit den Staatsorganen war es dabei wider Erwarten nicht gekommen. In der Tschechoslowakei war als Ergebnis des breiten Widerstandes der Bevölkerung eine Umstrukturierung zu einem demokratischen Staatswesen mit Vaclav Havel als Symbolfigur und erstem Präsidenten an der Spitze des Staates ein sichtbares Ergebnis.

Polen und Ungarn konnten einen gleitenden Übergang von einem Staatssozialismus zu demokratischen Strukturen verzeichnen. Ein Problemfall bleibt bis heute Rumänien, wo sich viele Unklarheiten mit dem Ende des Regimes von Nicolae Ceaușescu verbinden. Auch das benachbarte Bulgarien hatte einen eigenen, sehr langwierigen Übergang hinter sich zu bringen, der in den letzten Jahren immer wieder zu Neuwahlen Anlass gab. Ein Sonderfall war Litauen, das erst 1991 als bisherige sowjetische Provinz seine Unabhängigkeit von der Sowjetunion erklärte und damit gewaltsame Auseinandersetzungen mit der damals immer noch bestehenden Sowjetmacht zu bestehen hatte.

Der vorliegende Sammelband bietet in Wort und Bild ein wichtiges Zeugnis für eine längst notwendige differenzierte Aufarbeitung des Themas der Umbrüche in der DDR, in den ostmitteleuropäischen Staaten Polen und der Tschechoslowakei sowie den Balkanländern Ungarn, Rumänien und Bulgarien, während Litau-

en einen besonderen Fall darstellt. Mit den verschiedenen Autoren und Autorinnen ergeben sich unterschiedliche methodische Ansätze der Darstellung, die sich aber als Vorteil für die Gesamtdarstellung dieses reichlich komplizierten Themas erweisen.

Raoul Ott

Hegemoniebildung und Elitentransformation im Kosovo Von der spätsmanischen Herrschaft bis zur Republik

Berlin: Logos 2023, 813 Seiten, ISBN 978-3-8325-5720-1

Rezensent: Joachim Hösler, Marburg

Der Kosovo – einer der mythischen Orte des an Mythen reichen Europas. Der Name der Region (alb. *Kosovë*, serb. *Kosovo* und *Kosovo i Metohija*) ist seit dem 14. Jahrhundert nachgewiesen. Ihre Geschichte ist vor allem dadurch geprägt, dass sie ein Kontakt- und Konfliktgebiet darstellt, in dem sich Angehörige der albanischen und der serbischen Sprachgruppe begegnen. Im Allgemeinen und insbesondere, wenn es um die Geschichte Südosteuropas geht, neigen Geschichtswissenschaft, Publizistik und politische Akteure zur Ethnisierung geschichtlicher und gegenwärtiger Konflikte sowie zur Kollektivierung und Essentialisierung der als „national“ definierten Konfliktparteien: Serben versus Kosovaren, Serben versus Kroaten und so weiter. Die an der Friedrich-Schiller-Universität Jena vorgelegte und leicht überarbeitete Dissertation von Raoul Ott ist motiviert von dem Bestreben, diese Fehlakzentuierung zu korrigieren. Denn, so die Überzeugung des Verfassers, „abseits des Ethnischen [gebe es] andere und wirkmächtigere gesellschaftliche Strukturerscheinungen“. So sei es „ein zwangsläufiger Schritt, sich theoretisch auf das Gebiet der Politischen Ökonomie zu begeben.“ (S. 3).

Raoul Ott geht seine Sache außerordentlich gründlich und seriös an. In einer 33-seitigen Einleitung klärt er Fragen der Schreibweise, den Forschungsstand, die Relevanz seines Heran-gehens und den inhaltlichen Aufbau seiner Arbeit. Dieser liegt das Hegemoniekonzept des

italienischen Kommunisten und Philosophen Antonio Gramsci (1891–1937) zugrunde. Daher betrachtet Ott die „Schaffung einer Nation“, auch in Anlehnung an den amerikanischen Politikwissenschaftler Benedict Anderson (1936–2015), im Wesentlichen als „Projekt von gesellschaftlichen Eliten [...], welche unter Zuhilfenahme einer nationalen Ideologie die lokale Bevölkerung zu politischem Handeln mobilisieren, um eine hegemoniale Stellung in der Gesellschaft zu erlangen und zu erhalten.“ (S. 24). Ungewöhnlich ist, dass Ott schon in der Einleitung drei Thesen formuliert: Elitenwandel und -wechsel würden im Kosovo erstens durch die Fähigkeiten gesellschaftlicher Gruppen bestimmt, „hegemoniale Fixpunkte“ zu besetzen (S. 28 ff.). Zweitens seien die Krisen des 20. Jahrhunderts im Kosovo im Wesentlichen sozioökonomischer und politischer Natur, seien aber ethnisch funktionalisiert worden. Drittens sei die Entwicklung im Kosovo nach 1945 vor allem vom Stadt-Land-Gegensatz geprägt worden.

In einem weiteren einleitenden Kapitel legt Ott seine theoretische Konzeption und seine Methodik dar. Elite definiert er als „formelle und informelle Personenzusammenschlüsse, die mit Hilfe von Institutionen, materiellen, personellen und kulturellen Ressourcen, mit Überzeugungen und einer gemeinsamen Ideologie Konsens bilden und Macht entfalten können“ (S. 49). Aufgrund seiner kenntnisreichen Reflexion des Hegemoniekonzepts Gramscis präzisiert Ott, dass er sich auf drei Elemente konzentriert:

Materielle Kapazitäten / Ressourcen, Ideen und Institutionen. Gelingt es gesellschaftlichen Akteuren, „alle drei Elemente zu öffnen und zu besetzen“, übten sie Hegemonie aus (S. 63; vgl. das „hegemoniale Dreieck“, S. 80). In Anlehnung an den kanadischen Politikwissenschaftler Robert W. Cox (1926–2018) legt Ott seinen Schwerpunkt auf die Ideologiekritik. Hierfür geht er interdisziplinär vor und nutzt ein breites Spektrum an Primär- und Sekundärquellen in deutscher, englischer, albanischer, serbischer und serbokroatischer Sprache. Darüber hinaus werden fünf Interviews ausgewertet.

Auf dieser Grundlage analysiert Ott in zehn umfangreichen Hauptkapiteln sein komplexes Thema. Dabei arbeitet er die Geburtshelfer des albanischen Nationalismus heraus, verdeutlicht die Konflikte im Kosovo nach dem Ersten Weltkrieg und im sozialistischen Jugoslawien. Er betont die Bedeutung Albanien und der albanischen Diaspora für die Elitentransformation im Kosovo und verdeutlicht, hier den For-

schungsstand bestätigend, die jugoslawischen Studentenunruhen 1968 als signifikanten Ausdruck der Krise der Hegemonie der kommunistischen Elite und die Krise im Kosovo als wesentlichen Beitrag zur Destabilisierung Jugoslawiens. Im Weiteren verdeutlicht er die Bedeutung externer Faktoren und des Krieges. Im letzten Kapitel geht es um die Hegemonie kosovarischer Eliten im teilsouveränen Staat, die stark von Kontinuität geprägt sei.

Die Ausführungen weisen überzeugend nach, dass auch in diesem Fall nicht die Nation das Nationalbewusstsein hervorbringt, sondern dass es gesellschaftliche Akteure sind, welche im Ringen um Hegemonie Nationalismus als Mobilisierungsideologie nutzen. Die Südosteuropaforschung tut gut daran, die Erkenntnisse dieser außergewöhnlich soliden Arbeit ernst zu nehmen und sie auch in der Politikberatung zur Wirkung zu bringen. Raoul Ott als Verfasser dieser hervorragenden Arbeit sollte der Wissenschaft erhalten bleiben.

Christian Voß (Hg.)

Die Glokalisierung der südosteuropäischen Literaturen im 21. Jahrhundert

Berlin: Peter Lang 2024, 238 Seiten, ISBN 978-3-631-91560-8

Rezensentin: Danica Trifunjačić, Tübingen

Vor allen Diskussionen und Schlussfolgerungen sollte gesagt werden, dass Christian Voß ein Must Have für alle an südosteuropäischen Literaturen Interessierten geschrieben hat. Anstelle des üblichen Ansatzes, (post-)jugoslawische, griechische, bulgarische und albanische Literaturen getrennt zu analysieren, fand Voß gemeinsame Stränge und literarische Werkzeuge, um kohärent über sie alle zu sprechen. Das Buch ist ein Ergebnis der 2021 in Zusammenarbeit mit Belfjore Qose gestarteten Reihe Balkan-World Literatures, die mit einer Interviewserie mit AutorInnen aus der Balkanregion – darunter Gazmend Kapllani, Vesna Goldsworthy, Georgi Gospodinov und Nikola Madžirov – begann.

Wie der Titel andeutet, diente die Glokalisierung als Klebstoff für die betrachteten Bücher

und AutorInnen, aber auch als Ausgangspunkt für theoretische und methodologische Rahmen. Voß definiert den Begriff „Glokalisierung“ als eine „Verschmelzung der Begriffe Globalisierung und Lokalisierung“ und schreibt: „Globale und Lokale werden nicht mehr als Gegensatz, sondern in ihrer Wechselseitigkeit begriffen“ (S. 11). In diesem Sinne analysiert Voß die ausgewählten Werke durch das Prisma der Transnationalität, der Grenzstudien, der Opposition von Zentrum und Peripherie, des Balkanismus sowie das der feministischen und postkolonialen Kritik.

In 16 Kapiteln wertet Voß rund 70 Werke von 20 AutorInnen aus: Albahari, Arapi, Bastašić, Bužarovska, Bytyçi, Dimkovska, Dones, Gospodinov, Hemon, Jančar, Jergović, Kassabova,

Michalopoulou, Penkov, Popov, Sejranović, Starova, Statovci, Vojnović und Vorpsi. Er ist bestrebt, stets relevante gesellschaftspolitische Umstände, aber auch kulturelle Besonderheiten wie Popkultur und Slang zu nennen. Die Sprache übernimmt aus soziolinguistischer Sicht eine wichtige Rolle, und gerade an diesen Stellen erkennt man die Expertise des Autors, die in erster Linie aus diesem Bereich kommt.

Die Kapitel sind nicht so gegliedert, dass sie den verschiedenen trans-, post-, supra- und nationalen Literaturen vollständig folgen. Das zweite Kapitel betrachtet die Werke von fünf AutorInnen unter dem Gesichtspunkt der Religionsgrenzen und der Transnationalität. Das nächste Kapitel erklärt sich mit dem selbstverständlichen Zitat „Das Patriarchat tötet“ und analysiert die Werke von Lana Bastašić, Lindita Arapi und Rumena Bužarovska.

Erst dann gruppiert Voß AutorInnen und Werke nach der Region oder dem Kulturraum, dem sie angehören oder über den geschrieben wird. Ausgehend von Slowenien, speziell von Goran Vojnovićs Schriften über „Tschefuren“ (pej. Bezeichnung in Slowenien für Menschen aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens, *Anm. d. Red.*) und Jančars Kritik am gegenwärtigen politischen System durch vergangene Ereignisse, bewegt sich Voß langsam nach Sü-

den zu anderen ehemaligen jugoslawischen Republiken.

Nach einer kurzen Einführung in die soziopolitischen Verhältnisse Bulgariens werden die LeserInnen mit dem berühmtesten bulgarischen Schriftsteller, Georgi Gospodinov, bekannt gemacht, gefolgt von Alek Popov, der sich mit dem Geschichtsmythos in Bulgarien beschäftigt. Aber der vielleicht interessanteste und wertvollste Teil des Buches ist derjenige über die kosovo-albanische Literatur, die bisher weitgehend vernachlässigt wurde. Sie wurde sowohl innerhalb der post-jugoslawischen Literatur als auch innerhalb der albanischen vergessen. Sie scheint die Peripherie der Peripherie darzustellen, die einzige Nische der südosteuropäischen Literaturen. Die beiden Kapitel über Statovci und Bytyçi, gefolgt von der Diskussion über „kulturelle Überläufer“, geben einen guten Überblick über die kosovarische Kulturszene.

Obwohl verständlicherweise nicht alle relevanten AutorInnen in das Buch aufgenommen werden konnten, stellt es dennoch einen Versuch dar, einen Überblick zu geben, aber auch die Frage zu stellen, ob all diese Literatur in gewissem Sinne Teil desselben kulturellen Raums sein und ähnliche Erfahrungen teilen könnte. Weitere Forschung in dieser Richtung ist nicht nur wünschenswert, sondern dringend erforderlich.

Bernd J. Fischer / Oliver Jens Schmitt A Concise History of Albania

Cambridge University Press 2022, Paperback, 400 Seiten mit Abbildungen,

ISBN 978-1-107-66218-6

Rezensent: Helmut W. Schaller, Marburg

Die Historiker Bernd J. Fischer von der Purdue University / Indiana und Jens Oliver Schmitt von der Universität Wien sind die Verfasser der vorliegenden, in englischer Sprache abgefassten Geschichte Albaniens. Einleitend schildern sie die regionale Selbstbestimmung und Unterwerfung Albaniens unter andere Mächte. So stand Albanien unter römischer, byzantinischer, dann unter osmanischer Herrschaft, mit der

klassischen Periode von 1500 bis 1800. In dieser Zeit war die albanische Bevölkerung mehrheitlich zum Islam übergetreten, eine Erscheinung, wie sie in Südosteuropa sonst nur noch für Bosnien festgestellt werden kann.

Nicht nur die Religionen, sondern vor allem auch die Sprache stellen ein grundlegendes Fundament für das Einheitsbewusstsein des

albanischen Volkes dar, wie dies in der vorliegenden Darstellung ausführlich behandelt wird, obwohl es erst sehr spät – Ende des 19. Jahrhunderts – zu erfolgreichen Bestrebungen für eine Normierung der albanischen Sprache kam. Deren Schriftzeugnisse sind in griechischer, kyrillischer und lateinischer Schrift überliefert, wobei die lateinische Schrift letztendlich unter Verwendung zusätzlicher diakritischer Zeichen festgelegt wurde. Das Albanische als indoeuropäische Sprache stellt den einzigen Vertreter des Illyrischen dar, gehört aber aufgrund einer Reihe gemeinsamer Merkmale mit anderen Balkansprachen auch zum typologisch bestimmten Balkansprachbund.

Viele Jahre vor dem Ersten Weltkrieg zeigte sich das Osmanische Reich auf dem Balkan krisenhaft, besonders in Albanien. Mit dem Jahr 1912 begann die Zeit der albanischen Staats- und Nationsbildung, die 1926 in autoritäre Regierungsformen mündete und bereits vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs zur Annexion Albaniens durch das faschistische Italien führte. Nach dem Ende der italienischen Herrschaft 1943 kam es zu einem kurzen Zwischenspiel mit deutscher Besatzung. In die Zeit des Zweiten Weltkriegs fällt jedoch auch die Bildung des nationalen Widerstands unter Enver Hodscha, welcher das Land zunächst an Jugoslawien anlehnte, nach dessen Bruch mit Moskau aber 1948 autoritär nach Moskauer Prinzipien, dann von 1968 bis 1978 in Verbindung mit der Volkrepublik China und schließlich eigenständig unter strenger Abgrenzung gegenüber dem Ausland führte.

Die letzten drei Abschnitte der vorliegenden Geschichte Albaniens behandeln die Zeit des

Zweiten Weltkriegs mit der Einsetzung eines kommunistischen Regimes, die Jahre der stalinistischen Diktatur und den Zusammenbruch des Kommunismus, dann den Kampf um die Errichtung einer demokratischen Staatsordnung seit 1989, die zunächst mit dem Namen von Berisha als Staatspräsident verbunden ist, dessen Regierung jedoch 1997 zu einer „Volksrevolte“ führte, und schließlich die „Nano-Jahre“ bis 2005 zur Folge hatte. In den Jahren 2005 bis 2013 hatte Berisha erneut die Führung Albaniens übernommen. Unter seinem Nachfolger Edi Rama kam es schließlich zu einer albanischen Renaissance.

Besonders hilfreich für das Verständnis der komplizierten albanischen Geschichte der neueren Zeit ist eine auf den Seiten 378–381 der Paperback-Ausgabe zusammengestellte Übersicht über die politischen Systeme und die wichtigsten politischen Führerschaften seit dem Jahr der Unabhängigkeit 1912. Angeführt wird hier die erste provisorische Regierung Albaniens 1912 bis 1914, das Fürstentum Albanien zunächst unter Prinz Wilhelm zu Wied im Herbst 1914, gefolgt von einer größeren Zahl von Ministerpräsidenten, die das Land bis 1925 regierten. Unter Ahmet Zog war Albanien zunächst eine Republik, von 1928 bis 1939 dann ein Königreich unter König Zog I. In den Jahren der italienischen Besatzung war der italienische König Vittorio Emanuele III. albanisches Staatsoberhaupt mit verschiedenen Ministerpräsidenten. Mit Enver Hodscha erfolgte die Gründung der „Sozialistischen Republik Albanien“ unter Führung der Generalsekretäre der „Kommunistischen Partei Albaniens“.

Elizabeth Gowing / Robert Wilton

No Man's Lands

Eight Extraordinary Women in Balkan History

Leipzig: Elbow Publishing 2022, 190 Seiten, ISBN 978-1-9163661-1-4

Rezensentin: Zsófia Turóczy, Graz

Mit „No Man's Lands“ nehmen Elizabeth Gowing und Robert Wilton die Leser*innen auf eine Reise zu acht herausragenden Frauen der Balkanländer mit. Diese Lebensgeschichten reichen

über zwei Jahrhunderte und illustrieren weibliche Erfahrungen und Leistungen in südosteuropäischen Ländern.

Staka Skenderova (1831–1891), die „serbische George Sand“ (S. 22), die Männerkleidung trug, Tabak rauchte und Alkohol trank, gilt als Pionierin auf dem Gebiet der Bildung und Sozialarbeit. Sie eröffnete die erste Schule für Mädchen in Sarajevo, wo die Bessergestellten die Ausbildung der ärmeren Schülerinnen mitfinanzierten. Dadurch erschuf sie gleichzeitig ein innovatives Sozialprojekt.

Durch das Leben der ersten politischen Journalistin in Kroatien, **Maria Jurić Zagorka** (1873–1957) beleuchtet der Band die Spannungen zwischen Nationalismus und Feminismus. Zagorka setzte sich für die Rechte der Kroat*innen unter ungarischer Administration ein. Allerdings waren diese politischen Forderungen im dualistischen Zagreb nicht miteinander zu vereinbaren, wie es *Gowing* auf den Punkt bringt: „She spoke to Croats, for the rights of Croats, against restriction of their freedoms as such; but her work was hampered because half of her audience were at the same time restricting her freedoms as a woman.“ (S. 48).

Über das Leben und Wirken der Fotografin und Tochter des montenegrinischen Königs Nikola, **Xenia Petrović-Njegoš** (1881–1960), ist nicht viel bekannt. Nach langer Recherche konnte *Elizabeth Gowing* einige Puzzleteile ihrer Lebensgeschichte in der ehemaligen montenegrinischen Hauptstadt Cetinje zusammenfügen.

Die Tänzerin, Journalistin und Bibliothekarin **Maga Magazinović** (1882–1968) fragt in einem ihrer Artikel provokativ: „Is there a profession women are not capable of?“ (S. 88) und reißt viele Schranken für die zukünftigen Frauengenerationen ein. Sie war die erste Frau, die in der serbischen Nationalbibliothek angestellt wurde und die erste, die an der Philosophischen Fakultät der Universität von Belgrad einen Abschluss erlangte. Darüber hinaus brachte sie den Modern Dance nach Serbien und schockierte damit die damalige serbische Gesellschaft.

Margaret Hasluck (1885–1948) verfasste die erste und bis heute grundlegende Studie über den Kanun, das albanische Gewohnheitsrecht. Die schottische Witwe erkundete die albanische Gesellschaft von Elbasan aus. Aber sie interessierte

sich nicht nur für Ethnographie, sie arbeitete nebenbei für den britischen Geheimdienst. Sie musste wegen dieser Zusammenarbeit 1939 nach 16 Jahren Albanien verlassen, schrieb sich aber ins kollektive Gedächtnis der Elbasaner ein.

Da es kaum Hinweise auf die Guerilla-Kämpferin **Shote Galica** (1895–1927) gibt, bleibt es eher ein mutiger Versuch, in einer männlich geprägten Erinnerungskultur, ihre verschüttete Geschichte erzählen zu wollen. Bekannt ist, dass sie sich nach dem Ersten Weltkrieg zusammen mit ihrem Ehemann der Kaçak-Bewegung anschloss und bewaffneten Widerstand gegen das Königreich Jugoslawien leistete. Nach dem Tod des Ehemanns 1924 übernahm sie das Kommando über seine Einheit und kämpfte noch zwei Jahre, bis sie ihren Verletzungen aus dem Kampf gegen die jugoslawischen Streitkräfte erlag.

Die Albanerin **Musine Kokalari** (1917–1983) schrieb alte Volksgeschichten auf und verfasste das Programm der ersten albanischen sozialdemokratischen Partei. Ihr wurde das Schicksal der Intellektuellen im kommunistischen Albanien zuteil: Nach der Machtübernahme der Kommunisten verbrachte sie 18 Jahre im Gefängnis. Nach ihrer Freilassung kehrte sie weitere 19 Jahre die Straßen in Nordalbanien. Sie wurde vom Regime zu lebenslangem Schweigen verdammt: Sie durfte nichts mehr veröffentlichen und mit niemandem Kontakt halten.

Im Zentrum des letzten Essays steht die Frage, warum die „Queen of Romani Music“, **Esma Redžepova** (1943–2016), trotz ihrer frühen Erfolge viele Steine aus dem Weg räumen musste, bevor sie landesweit bekannt wurde. *Gowing* und *Wilton* dekonstruieren damit das weitverbreitete romantisierende Bild von den Romnja-Musikerinnen. Redžepova war jedoch nicht nur Musikerin, sie engagierte sich für den Frieden und gegen Kinderarmut. Sie wurde von Nordmazedonien zweimal für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen, doch bekam sie ihn nie.

Was verbindet die Frauen des Essaybandes miteinander? Die meisten waren Pionierinnen in der Kunst oder Bildung. Allerdings gilt das für Shote Galica nicht. Margaret Hasluck wiederum entstammte nicht der südosteuropäischen

Region. Trotz gewisser Schwächen – wie der konzeptuellen Konturlosigkeit, der fehlenden wissenschaftlichen Tiefe sowie fehlenden Quellen und Literaturhinweisen – bieten *Gowing*

und *Wilton* einen wertvollen Einblick in das Leben und Wirken von Frauen, die oft am Rande der offiziellen Geschichtsschreibung stehen.

Goran Stanković / Vladimir Tagić (Regie) Sablja (Operation Sabre) TV-Miniserie

HBO Max, Radio Televizija Srbija 2024

Rezensent: Christian Voß, Berlin

Kinobegeisterte fiebern bereits den Filmfestspielen in Cannes 2025 entgegen, wo am 8. April 2025 die neue achteilige Serie „Sablja“ (dt. Säbel) aus Serbien im Wettbewerb gezeigt werden wird. Im serbischen Fernsehen (RTS) wurde sie im November 2024 erstmals ausgestrahlt und bereits auch auf dem Film-Festival in Sarajevo im August 2024 gezeigt. Wie in Netflix-Serien wie „Narcos“ (zur mittelamerikanischen Drogenmafia), so vermischt auch „Sablja“ die Einspielung realer Dokumentationsmaterialien mit fiktiven Protagonist:innen und erzählt so die innenpolitische Situation zwei Jahre vor sowie einige Wochen unmittelbar nach dem tödlichen Attentat auf den damaligen serbischen Ministerpräsidenten Zoran Đinđić vom 12. März 2003. „Sablja“ war der Codename für die Polizeirazzien im Anschluss an das Attentat, welche etliche weitere Korruptionsskandale des *Deep State* ans Tageslicht brachten.

Die Serie zeigt ein grau-heruntergekommenes Belgrad. Trotz der dramaturgisch bedingten hohen Fiktionalisierung werden am Anfang jeder Folge Hintergrundinformationen eingeblendet, etwa zum Konflikt zwischen Zoran Đinđić und dem Präsidenten der Bundesrepublik Jugoslawien, Vojislav Koštunica, um die Verhaftung von Slobodan Milošević.

Die Dramaturgie baut durch die Verknüpfung von vier Erzählsträngen Spannung auf. Neben der Vorgeschichte um Đinđić, die ihn auch in Gesprächen mit dem deutschen Bundeskanzler Gerhard Schröder und der Chefanklägerin des Internationalen Strafgerichtshofs für das ehemalige Jugoslawien, Carla del Ponte, zeigt, sind es drei komplementäre Perspektiven, die sich

nach dem Attentat ergeben: Zum einen der junge Uroš Ristić (genannt „Mali“, dt./Kleiner), der als Fahrer für das Attentat angeheuert wird, dann mit den zwei Zemun-Mafiabossen auf der Flucht ist und zu deren Auftragskiller avanciert. Zum anderen die junge Journalistin und alleinerziehende Mutter Danica, deren investigativer Journalismus dazu führt, dass Uroš am Ende der Serie einen Mordanschlag auf sie verübt. Drittens ist da der Polizist Boris Rakić. Er steht für solide Polizeiarbeit an der Basis, ist aber moralisch die komplexeste Figur und gesteht schließlich seiner Frau den Mord an einem Kollegen.

Welche Botschaften vermittelt die Serie an ein einheimisches und an ein internationales Publikum? Oder ist es etwa naiv, einen politischen Beitrag aus der Unterhaltungsindustrie zu erwarten? Immerhin werden die Spannungen nach dem Sturz von Slobodan Milošević im Oktober 2000 selbstkritisch in Szene gesetzt. In Erinnerung bleibt die Szene, in der Danica geschockt über den spontanen Jubel und die Fluchttirade eines Passanten auf der Straße ist, als im Radio Đinđićs Tod bekannt gegeben wird, ebenso wie ein Originalfernsehinterview mit dem ultranationalistischen Hetzer Vojislav Šešelj, der Đinđić selbst die Schuld an seinem Tod gibt.

Die Serie vergibt dennoch die Chance, über die 1990er Jahre und die Schuldfrage zu reflektieren. Stattdessen erleben wir Đinđić als Patrioten, der sich bei Gerhard Schröder (gespielt von Rainer Voss) für ein serbisches Kosovo einsetzt. Die Serie erzählt die Ermordung eines Serben durch einen Serben, die von Serben

aufgeklärt wird. Somit wird insinuiert, dass die serbische Vergangenheitsbewältigung ein innenpolitisches Thema sei.

Die Serie „Sablja“ steht so mental und politisch in den frühen 2000er Jahren: Als Artefakt aus dem Jahr 2004 schreibt sie aber eine Haltung in der Kosovo-Frage fort, die über die letzten zwei Jahrzehnte den Bezug zur Realität verloren hat.

Die Mythologisierung des Märtyrers Đinđić scheint heute nicht dazu angetan, die serbische Politik seit Milošević kritisch zu hinterfragen, und sie trägt so nicht zu nachbarschaftlicher Aussöhnung bei. Die Darstellung der unfairen, demütigenden (del Ponte) und inkonsistenten (Schröder) Balkan-Politik der internationalen Gemeinschaft in der Serie füttert Selbstviktimsierungsdiskurse weiter an.